

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 41

Artikel: Oesterreichische Ordnung
Autor: Bahr, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lesenem Geschmack gefertigt und mit erlesener Ausdauer. In der Teppichweberei sitzen Mädchen an den Stühlen, und an einem weichen, seltsamen Seidenteppich arbeitet eine Schü-



Bauern beim „Dreschen“ von Getreide. — Im Hintergrunde Sarajewo.

lerin wohl ein Jahr lang. Schneller geht das Fertigen jener bekannten, bosnischen Knüpsteppiche, die so reich an Farben und so widerstandsfähig sind, daß man sich über ihren billigen Preis immer wieder wundert. Die großen Teppichfabrikanten schicken oft genug ihre Vertreter hierher, um Muster zu finden und Arbeiterinnen. Die ersteren bringen sie nie zustande, und die anderen gehen nicht fort. In diesem Volke steckt eine Anhänglichkeit an die Scholle und eine Liebe zur Heimat, die nicht durch die verlockendsten Angebote überwunden werden können. Und geht einmal wirklich eine, kommt sie bald wieder, blaß, elend, verachtet.

Serajewo ist der Sitz der Regierung, der obersten Behörden und aller Ämter. Hier sind die höchsten Schulen, die Banken, die fremden Konsulate. Einen Erzbischof gibt es und einen Metropoliten, einen Oberabbayer und endlich den höchsten mohamedanischen Würdenträger, den Reis ul Ulema. Dann gibt es hier eine Anzahl von Offizieren und Beamten und selbstverständlich auch eine Wohnungsnot, weil der Zustrom der vielen Behörden zu rasch war und die Bauten zu langsam vom Fleck kamen. Für den Fremden ist es fast unmöglich, in Serajewo eine Privatwohnung zu finden. Und auch in Nidze muß man rechtzeitig für Unterkunft sorgen, wenn man zur Saison hinfommt.

Oesterreichische Ordnung.

Von Hermann Bahr.

Vorbemerkung der Redaktion: Wir drucken nachstehenden Aufsatz aus dem letzten Jahr zum 50. Geburtstag des österreichischen Dichters erschienenen „Hermann Bahr-Buche“ (Verlag S. Fischer, Berlin) ab. Hermann Bahr, neben Arthur Schnitzler wohl der geistvollste österreichische Dichter der Gegenwart, ist ein interessanter Plauderer, der mit seinem Humor den Leuten auch unliebsame Dinge zu sagen weiß. Der Leser wird aus dem Nachstehenden keine falschen Schlüsse ziehen. Beim Satyriker Hermann Bahr muß man alles cum grano salis nehmen. Immerhin wirft die Plauderei ein interessantes Streiflicht auf österreichisches Wesen und österreichische Zustände. Wer sich mit dem Schriftsteller und Denker Hermann Bahr in Kürze vertraut machen will, der greift zu dem inhaltreichen und billigen „Hermann Bahr-Buche“.

Voriges Jahr war ich genötigt, manchmal von Innsbruck nach Salzburg zu fahren. Mir paßte der Zug, der um sieben Uhr zehn in der Früh Innsbruck verläßt, um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg eintrifft und um ein Uhr zehn nach Wien weiter fährt; so las ich es nämlich im Fahrplan, es war aber anders: niemals verließ er Innsbruck um sieben Uhr zehn, traf niemals um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg ein und fuhr niemals um ein Uhr zehn nach Wien ab, sondern er hatte sich andere Zeiten gewählt. Von irgendeiner Unregelmäßigkeit konnte man eigentlich nicht sprechen, nur hielt er sich an seine eigene Regel, die nicht im Fahrplan verzeichnet war. Ich bin Oesterreicher, also kein Pedant, wir sind für Freiheit, warum soll sich nicht auch die Eisenbahn ihre nehmen? Auch behagt es unserem südlich romantischen Sinn, daß dadurch das Reisen an Aufregung, Spannung und Ueberraschung gewinnt. Wie langweilig ist es, schon im vorhinein zu wissen, wann man ankommt und wo! Während die Ungewißheit unseres Schicksals einen dramatischen Reiz hat und man, jeden Augenblick unerwartet vor neue Begebenheiten gestellt, zu neuen Entschlüssen aufgefordert, doch ganz anders seine Tatkraft, Schlagfertigkeit und Lebenskunst bewähren kann. Hannibals Hochgefühl, als er über die Alpen kam, diesen Rausch des Siegers, der unmenßlicher Gefahren und Beschwerden durch männlichen Mut und ausharrende List Herr geworden, kann sich jeder Oesterreicher durch Lösung eines Billets nach Neulengbach erwerben; wofür es ihm nämlich dennoch gelingt dort anzukommen. In unserer bürgerlichen Zeit müssen uns doch solche Anlässe zum Heldentum willkommen sein. Nun begab es sich aber, daß ich auch heuer einmal von Innsbruck nach Salzburg wollte. Ich schlug im Fahrplan nach, siehe da stand noch immer derselbe Zug von sieben Uhr zehn auf dem lügnerischen Papier! Man hat Charakter in den Büros unserer Verwaltung, man gibt nicht nach, man beharrt auf

dem Beschluß, der einmal gefaßt worden ist, mag sich ihm auch die Realität hundertmal widersetzen. Doch zeigt es sich, daß die Realität nicht weniger Charakter hat, und in diesem edlen Wettstreit kamen wir denn um ein Uhr fünfundzwanzig nach Salzburg, statt um zwölf Uhr fünfundvierzig, auch heuer. Mein Anschluß nach Ischl war versäumt, meine Tagesordnung zerstört, und ich konnte mich in einem wunderbaren Gefühl von unverdienter Freiheit drei Stunden lang jeder Laune, jedem Abenteuer, jeder Willkür überlassen. Aus Dankbarkeit beschloß ich, am nächsten Tag zur Fahrt nach Wien wieder denselben so spannenden Innsbrucker Zug zu nehmen und war, als ich um halb eins auf den Salzburger Bahnhof kam, voll Erwartung und Begier, was sich nun wohl heute wieder alles zutragen würde. Ich trat sogleich zur Tafel, wo die Verpätungen notiert sind. Nichts stand da. Dies befremdete mich. Was sollte das bedeuten? War am Ende das Büro doch einmal stärker geblieben als die Realität? Welch ein Triumph des Geistes über die Wirklichkeit! Oder machte sich die Realität nur einen grausam phantastischen Wit, da ja dieser Innsbrucker Zug, zum erstenmal seit Menschengedenken wirklich um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg einkehrend, doch in der Tat etwas Grausiges, unsere sämtlichen österreichischen Denkgewohnheiten Verheerendes, über liebgewordenes Herkommen vernichtend hinweg Brausendes hätte? Mir wurde bang, denn meine Phantasie ließ mir alle Gefahren erscheinen, denen wir ausgesetzt wären, wenn dieser Zug nun unversehens einmal fahrplanmäßig in den Stationen ankam, zu Zeiten also, wo niemand ihn erwarten konnte, niemand auf ihn vorbereitet, nichts für ihn gerüstet war und der lähmende Schrecken vor dem unbegreiflichen Ereignis alles Denken verwirren, alle Besinnung niederschlagen mußte. Doch inzwischen war der schwarze Zeiger der großen Uhr schon über die Stunde der Gefahr hinausgerückt und rückte noch immer

unaufhaltsam vor, ohne irgendein Anzeichen des Innsbruder Zuges. Ich atmete auf. Als es aber längst ein Uhr vorüber und noch immer nichts vom Innsbruder Zug zu sehen oder auch nur aus der Ferne zu hören war, fing ich mich zu langweilen an und hätte mich gern zum Zeitvertreib ein wenig mit dem Portier unterhalten. Mit der Schüchternheit, die der Österreicher vor hochgestellten Beamten aus schlimmen Erfahrungen hat, begann ich im freundlichsten Dialekt: „Der hat halt auch alleweil Verspätung!“ Mit strengem Blick sah mich da der Portier an und erwiderte, vorwurfsvoll verwundert: „Heut hat er ja kane!“ Und mit Stolz wies er nach der Tafel hin, auf der nichts geschrieben stand. Ich aber faßte mir das Herz, nach der Uhr hinzuweisen, auf der es ein Uhr fünf war. Ja, so weit trieb ich die Verwegenheit, laut zu sagen: „Ein Uhr fünf, während er um zwölf Uhr fünfundvierzig kommen soll, und noch sieht und hört man nichts von ihm!“ Da schüttelte der Portier das zornige Haupt und sprach: „Wegen zwanzig Minuten! Jetzt war das vielleicht a schon a Verspätung!“ Und er ließ mich stehen und ging weg. Und lange Zeit noch sah er immer wieder bisweilen nach mir zurück, maß mich, schüttelte den Kopf und ich hörte ihn noch immer wieder knurren: „Was die Zeit eigentlich glauben! Wegen zwanzig Minuten! Jetzt soll das a schon a Verspätung sein!“ Seine Kollegen traten zu ihm, er zeigte mich ihnen, alle sahen mich an und erstaunten. Ich schämte mich. Und der Innsbruder Zug traf ja wirklich auch schon um ein Uhr vierzehn ein.

Der Gedanke, daß ein Zug auch einmal zur richtigen Zeit ankommen könnte, scheint der österreichischen Verwaltung unfasslich; sie findet, daß das eine der Uebertreibungen ist, in denen sich irreführende Schwärmer jetzt gefallen. Sie kann sich so wenig dazu bequemem, als sie bereit ist, den Wahn zu unterstützen, man erwerbe durch ein Billet das Recht auf einen Sitzplatz im Zug, ja vielleicht gar noch auf ein Licht, bei dem man Zeitungen lesen kann, was sie doch durchaus nicht wünscht, besonders seit sich diese der üblen Gewohnheit ergeben haben, eine ständige Rubrik über die täglichen Unfälle, Schlamperien und Störungen im Betrieb der österreichischen Eisenbahnen zu führen. Die Leute werden zu frech und unverschämte! Hat nicht neulich im Parlament bei einer Beratung über Luftschiffe sogar einer den Antrag gestellt, man möge doch lieber zunächst einmal das bei uns noch unbekannte System der Schnellzüge versuchen? In der Tat kann ich den Unwillen der Eisenbahnverwaltung verstehen. Denn welches Recht haben wir, von ihr Ordnung zu fordern? Warum gerade von ihr? Was erlaubt uns, gerade ihr eine so vehemente Neuerung zuzumuten? Warum verlangt man sie denn nicht von der Post? Da könnte man ja doch auch auf einmal sagen, daß die Briefe zu einer bestimmten Zeit zugestellt werden müßten! Warum bleibt dann dies völlig dem Belieben, der guten Laune, der Luft des Briefträgers überlassen? Ich beziehe drei fremde Zeitungen, einmal kommt die Berliner in der Früh, die englische mittags, die italienische abends, aber am nächsten Tag kehrt es sich um, die italienische geht voraus, die Berliner folgt, die englische verspätet sich, oder sie kommen plötzlich einmal zusammen oder es kommt auch keine, weil man ja nicht wegen meiner Zeitung allein eigens solche Geschichten machen kann! Ich habe durch Experiment festgestellt, daß, wenn man um halb neun Uhr abends in den Briefkasten auf dem Nordwestbahnhof zwei Briefe wirft, den einen nach Berlin NW Marienstraße, den anderen nach Wien XIII, 7 adressiert, der Berliner Adressat seinen früher hat als der Wiener, jener nämlich um halb zwölf, dieser gegen eins; das ist der Unterschied zwischen der preußischen und der österreichischen Luft. Als ich so kindisch war, mich zu beschweren, erfuhr ich, dies nütze nichts, denn man belehrte mich, Seine Exzellenz Herr Handelsminister Doktor Weißkirchner habe selbst auch schon den Wunsch gehabt, unsere Post langsam doch ein wenig zu verpreußen, dies sei ihm aber übel bekommen und auf den entschlossenen Widerstand der ganzen Beamten-

schaft gestoßen. Und weiter erfuhr ich, daß auch der Thronfolger nicht die Macht habe durchzusetzen, daß er seine Briefe pünktlich erhält; er hat einmal im Manöver acht Tage lang ohne Nachricht von daheim bleiben müssen, auch er hat es nicht erreicht, daß einmal Ordnung bei der Post gemacht worden wäre. So stark ist in unserer Beamtenschaft die Tradition.

In einem Wiener Amt ist eine Tür, die quietscht, weil sie nie geschmiert wird. Und in diesem Wiener Amt ist ein Hofrat, der krank wird, wenn er eine Tür quietschen hört. Der Hofrat wird nun täglich krank, weil die Tür täglich quietscht. Und all seiner gefürchteten Hofrätlichkeit gelingt es nicht, dies abzustellen. Er bekommt auf seine wütenden Klagen nur immer wieder zur Antwort, es sei bereits gemeldet worden. Uebrigens werde man nicht verfehlen, es noch einmal zu melden. Er hat sich auch überzeugt, daß den Diener keine Schuld trifft, weil von diesem wirklich die notwendige Meldung ordnungsgemäß erstattet worden ist und ihren vorschristsmäßigen Gang genommen hat. Woran es eigentlich liegt, daß sich trotzdem noch immer niemand gefunden hat, um die Tür mit ein paar Tropfen Del zu behandeln, kann er sich nicht erklären. Er wird Zeit haben darüber nachzudenken, sobald er in Pension gegangen sein wird, was er ja muß, weil die Tür nicht zu quietschen aufhört, er aber das Quietschen nicht aushält. Er wird, wenn er dann lange genug darüber nachdenkt, am Ende vielleicht das Geheimnis unserer Verwaltung entdecken. Sie sorgt nämlich vortrefflich dafür, daß alles gemeldet wird, vergißt aber, auch dafür zu sorgen, daß dann etwas geschieht, wodurch dem Mißstand abgeholfen wird. Dies zu vergessen ist Tradition. Was gemeldet worden ist, ist für sie erledigt. Darin, daß es gemeldet wird, besteht für sie die Ordnung. Dann auch noch zu verlangen, daß etwas geschehe, nein, das geht ihr zu weit. Und wenn man nun wieder sich beklagen kommt, kriegt man zur Antwort, daß die fragliche Angelegenheit hierorts nicht unbekannt geblieben, sondern darin vielmehr bereits das Notwendige veranlaßt worden sei. Das heißt, es ist, von einer Instanz zur anderen, gemeldet worden. Und dabei bleibt's. Es bleibt dabei, daß der Zug, der um sieben Uhr zehn von Innsbruck abgeht und um zwölf Uhr fünfundvierzig in Salzburg ankommt, niemals um sieben Uhr zehn abgeht und niemals um zwölf Uhr fünfundvierzig ankommt, daß ich meine Zeitungen erhalte, wann der Briefträger gerade Zeit und Lust hat, und daß mein armer Hofrat längst in Pension vergrämen, aber die Tür noch immer quietschen wird. Del schafft unsere Verwaltung nicht an.

Es heißt ja auch, unsere Polizei habe wegen der Platten bereits das Nötige veranlaßt. Polizei, siehe Eisenbahn, siehe Post, siehe die quietschende Tür. Wie der Eisenbahnminister es nicht erreichen kann, daß ein Zug zur rechten Zeit ankommt, der Handelsminister nicht, daß ein Brief pünktlich zugestellt wird, und keines Hofrats Macht, daß eine Tür geschmiert wird, ebenso zeigt sich nämlich die Polizei ganz unfähig, ängstliche Bürger gegen die Platten zu schützen. Platten nennt man bei uns Gesellschaften von eigentlich zunächst gar nicht so unsympathischen jungen Leuten, die nur mit der Zeit, weil sich ja niemand um sie kümmert hat, etwas verwildert sind und nun, aus den Vororten gelegentlich schon in die geweihten Bezirke der Reichen eindringend, sich auch mit diesen zuweilen nachts recht ungemütlich belustigen. Es gibt schließlich überall rauflustige Burschen, die wohl auch im Kampf einmal das Messer ziehen; und gar in unserem Land, wo nichts für sittliche Bildung geschieht, nichts, um junge Kraft auf einen guten Weg zu bringen, ist es kein Wunder, wenn sie toll wird und ausschlägt: die allgemeine sittliche Unsicherheit ist es, die die Straßen unsicher macht. Da wird nun nach der Polizei gerufen, aber sie, die sonst überall im Wege steht, ist nie da, wenn man sie braucht, und die Genialität unserer in allen Zeitungen besungenen Sherlok Holmes versagt,

wenn sie ein Rudel jugendlichen Uebermuts zur Räson bringen soll. Sie braucht, gibt sie vor, ein Ausnahmsgesetz dazu. Nachtwächter mit Ausnahmsgesetz! Und darüber wird bei uns mit ernster Miene verhandelt! Aber es stimmt ja, denn des Gesetzes einziger Zweck ist bei uns, unfähigen Behörden das Leben bequem zu machen. Alles, was Anlaß zu einer Beschäftigung der Behörden geben könnte, wird einfach verboten und das Amt der Gesetzgebung ist allein, dafür zu sorgen, daß die Behörde keine Mühe hat.

In Wien gab es einmal eine Redaktion, die nur halb soviel Tische, Stühle und Tintenfassern hatte als Redakteure. Die Folge davon war, daß die einen nicht arbeiten konnten, weil sie keinen Platz hatten, die anderen aber auch nicht, weil jene herumstanden und zum Zeitvertreib Lärm machten. Es dauerte lange, bis man zu vermuten begann, daß dies vielleicht nicht die richtige Einteilung sei. Diese Redaktion ist ein Symbol der österreichischen Verwaltung. Wir haben fünfmal mehr Beamte als Platz für sie. Man hat statistisch nachgewiesen, daß in Oesterreich die Zahl der Beamten dreimal so rasch wächst als die Bevölkerung. Also immer erst nachdem drei Beamte geboren worden sind, darf dann auch wieder einmal ein Mensch geboren werden. Allmählich stellt sich nun heraus, daß dies doch auch nicht die richtige Einteilung zu sein scheint. Es drückt die Atmosphäre, wenn um jeden einzelnen herum eine ganze Kohorte von Beamtschaft steht. Es drückt aber auch den Beamten selbst, daß er sich zu einer solchen bienenschwarmweisen Existenz verdammt sieht. Um ihm also doch den Schein irgendeiner Beschäftigung zu verschaffen, da ja kein irdischer ein ganz müßiges Dasein aushält, hat man deshalb angeordnet,

daß ein Beamter auf den andern acht geben soll; und indem nun jeder Beamter nur in einem fort auf den anderen acht gibt, kommt er zu nichts anderem, es geschieht gar nichts. Ein Reisender auf österreichischen Eisenbahnen hat nie Gelegenheit, sich die Gegend anzusehen, denn er muß ja fortwährend sein Billet herzeigen; erst erscheint der Kondukteur und fordert das Billet ab; dann erscheint der Kontrolleur, mit dem Kondukteur zusammen, und dann erscheint ein Kontrolleur des Kontrolleurs, jetzt sind's schon drei, und so in Ewigkeit fort. Weil aber der Kondukteur sein Leben damit verbringt, kontrolliert zu werden, hat er für sonst nichts Zeit, und alles was eigentlich das Amt eines Kondukteurs wäre, bleibt ungetan. Der Beruf eines österreichischen Beamten wird damit ausgefüllt, zu kontrollieren und kontrolliert zu werden. Einer kontrolliert den andern, ob er kontrolliert hat. Das ist das System.

Dieses System hat soviel Not und Schmach über uns gebracht, daß nun endlich selbst der geduldige Oesterreicher, das Lamm Europas in allen öffentlichen Dingen, anfängt sich aufzulehnen. Das Abgeordnetenhaus hat einen Antrag des Abgeordneten Redlich angenommen, der eine kaiserliche Kommission verlangt, zur Beratung über das Unwesen unserer Verwaltung und was zu tun sei, um uns aus ihrer Niederlichkeit, ihrer feilen Verdorbenheit, ihrer grotesken Faulheit zu retten. Die Verwaltung wird freilich mit ihrer ganzen Macht aufspringen, um ihn abzutreiben. Doch ist wenigstens einmal ein Anfang gemacht. Nachdem ich jahrelang ausgelacht worden bin wegen meiner Schrulle, nur immer gegen unsere Verwaltung zu kapuzinern, deren Lebenswerk es ist, Oesterreich zu verhindern.

Im Straßburger Münster.

Wir waren nach dem deutschen Siege von Mülhausen im Straßburger Münster. Hochamt war, Mariä Himmelfahrt. Feierlich walteten hohe Priestergestalten am Altare ihres Meßamts. Wundersam sang der Chor. Die Weihrauchfässer schwangen, die Herzen gingen in die Höhe.

Wir knieten ganz vorne auf den strohgeflochtenen Betsühlen. Unter den Pausen der Messe sahen wir Stücke der Geschichte dieses Münsters. Zwischen den Bestühlen wandelten diese Stücke, leuchteten auf, sahen uns aus verschleierte Augen an und schwanden. War das nicht Erwin von Steinbach, der Schöpfer des Domes? Ging dort vorne nicht Herder? Und da drüben — kniete dort nicht Goethe, der junge? Goethe, dem dieses Straßburger Münster den entscheidenden Weg im Schaffen gewiesen. Goethe, dem dieser gewaltige gotische Bau alles, was deutsch war in ihm, ans Tageslicht hob.

Und vorn feierten sie das lieblichste der Feste Marias, ihre Himmelfahrt. Ihre Statue lächelte in unbeschreiblicher Güte. Feine Schleier stiegen von der friedlichsten der Königinnen auf, weich und weiß. Höher stiegen sie und höher. Gleich würden sie ins bunte Licht der glasgemalten Fenster schweben.

Aber was ist das? Die weichen, weißen Schleier haben sich verändert. Sie sind nicht mehr weich — eisern sehn sie aus, wie Kanonenstahlguß auf der Oberfläche, ehe er abgegossen wird. Sie sind nicht mehr weiß — rot werden sie wie Zorn, der in die Schläfe steigt — und immer röter, bis es dunkelpurpurn um die gotischen Säulen hängt und dampft und wallt wie Blut. Das steigt und steigt und zieht gen Westen.

Himmelskönigin, was hat die Himmelfahrt des Blutes mit der deinigen zu schaffen?

Und die Madonna lächelt nimmer. Schatten fliegen über ihre Güte. Tiefenst schaut sie über uns hinweg. Zu wem?

Wir wenden das Gesicht und sehn — Soldaten, die vielleicht schon morgen aus der Stadt ziehn, um die Lücken derer auszufüllen, deren Blut die Himmelfahrt gemacht hat, ehe die Madonna heut gen Himmel fährt.

An der Himmelstüre wird der alte Petrus stehen, sich die Augen überdachend: „Ei, was kommt denn dort für eine Auffahrt — doch nicht schon Maria?“

Aber da dampft es schon um seine Füße von dem Blut gefallener Soldaten. Und ihre Geister sprechen aus den Wolken: „Petrus, wir kämpften bei Mülhausen.“

„Im Himmel ist kein Platz für Menschen, deren Handwerk blutig ist.“

„Petrus, unser Handwerk war des Vaterlandes Schutzwehr gegen eingedrungene Feinde.“

„Blut ist Blut, ich gebe keinen Einlaß. Mit Milde, nicht mit Schwertern sollt ihr . . .“

Da aber geschah es, daß seine Rede überstrahlt ward von dem Lichte Marias, deren Himmelfahrt gekommen war. Und so alldurchdringend war dies Licht, daß es durch Petri Mantel durchging, unter dem ein langes, breites Schwert jetzt sichtbar wurde. Und eine ernste Frauenstimme klang: „Und dein Schwert, Petrus, mit dem du damals jenem Häfcher das Ohr abhiebst — hast du das vergessen, Petrus?“

„O Himmelskönigin“, sagte verwirrt des Himmels Schlüsselherr, „o Himmelskönigin, es geschah ja deines Sohnes wegen, meines vielgeliebten Herrn und Heilands, dessen Jünger ich gewesen —“

„Auch die Gefallenen von Mülhausen kämpften für einen vielgeliebten Herrn, o Petrus, für ihr Vaterland, dessen Jünger sie gewesen — tu auf die Türe, Petrus, laß sie ein . . .“

Fritz Zürcher.